

# Der Greis in der "Wäbern"

Autor(en): **Betz, Louis P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 22-23

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575187>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Originalzeichnung von G. Weber, Engstringen.

## » Der Greis in der „Wäbern“. «

Von Louis P. Deh, Zürich.

In dem grundgescheiten Buche des ebenso lebenswürdigen wie kenntnisreichen Grazer Litterarhistorikers Anton Schönbach, „Ueber Lesen und Bildung“, das sich jeder Buch- und Dichterfreund, der dies schöne Werkchen noch nicht kennt und besitzt, in der neuesten Auflage rasch anschaffen möge, wenn ihm an einem sicheren und weisen litterarischen Berater gelegen, — in Schönbachs Buche, sage ich, bekommen die Zeitungen, diejenigen, welche sie lesen und — die, welche sie schreiben erst recht, ziemlich unangenehme Dinge zu hören. Auch gute und schmeichelhafte natürlich — jedoch mit schwerwiegenden „aber“ und „leider.“

Da saß ich nun jüngst an einem der herrlichen Herbsttage, mit denen sich der letzte Sommer unseres alten Jahrhunderts so schön und würdig verabschiedete, in meinem Garten. Die Gedanken aber tummelten sich in fernen Gegenden herum, — in vergangenen Tagen, vergessenen Träumen — in einer idealen Welt von Hoffnungen und Idealen, in die uns, Gott sei Dank! zuweilen ein gutes Buch schauen läßt. Ich hatte wieder einmal in Schönbachs „Ueber Lesen und Bildung“ geblättert und wollte den Band zuklappen und suchte nach einem Besetzzeichen. Die Blutbuche zu meinen Häupten, die gerade ihre Herbsttoilette machte und ihr abgetragenes Laub abschüttelte, bot mir das Gewünschte. Ein sonngesengtes Blatt kam dicht neben mir herab geflattert. Wie ich mich nun darnach bückte, entfiel meinem Buche ein vergessener Brief, mit dem mir allerdings besser, als mit einem dünnen Blatte gedient war. Der Zufall hatte mich nicht nur ein Buchzeichen, sondern auch ein Dokument finden lassen, das in seiner unbeholfenen schlichten Sprache doch ein beredtes Zeugnis ablegte von dem Guten, das der Zeitungsschreiber, ohne Mühe, Zeit und Kosten, bloß mit seiner Feder, gleichsam spielend, stiften kann. Was in dem Briefe steht, darf ich nicht verraten; einmal erzähle ich eine wahre Geschichte. Jener Brief ist ein wirklicher, kein erfundener. Und solche private Mitteilungen gibt ein anständiger Mensch nicht so mir nichts dir nichts der Deffentlichkeit preis. Zweitens aber, weil da in einer Weise von Dank, göttlicher und irdischer Vergeltung die Rede ist, die in gar keinem Verhältnis zu der Veranlassung steht, auf die sich diese überschwenglichen Herzenswallungen beziehen. Der diesen Brief geschriebenen, gehört eben zu den einfachen Menschen, die alles für bare Münze nehmen und daher auch nicht wissen, daß wir samt und sonders das Gute nicht um des Guten willen thun, sondern lediglich unserer Laune zu Gefallen, oder weil es uns ein inneres Bedürfnis ist, — weil es sich zufällig mit unseren eigenen Wünschen deckt. Fast hätte ich die vergessen, die sich ihre Wohlthaten im Himmel antreiben lassen.

In der Geschichte von dem Greis in der „Wäbern“ nun werden wir erfahren, welche Bewandnis es mit diesem Briefe hat, wie ich zu demselben kam, und wie ein Zeitungsartikel altes, längst verjährtes Unrecht, halbwegs wenigstens, wieder gut machen kann.

\* \* \*

Unweit vom Dorfe Gonten, zwischen diesem und dem bekannten Gontenbad im innerrhodischen Appenzell, führt ein Fußweg rechts ab über Wiesenland in eine sanft aufsteigende Bergbuchtung, die „Wäbern“ genannt. Auf der ersten Anhöhe derselben, die man von der Landstraße in 10 Minuten erreicht, — wenn nicht gerade die Sonne im Zenith steht — lugt ein Hüttchen ins Thal, allem Anschein nach so etwas wie eine Sommerresidenz für kleinere Vierfüßer, für die weltberühmten Appenzeller „Gizzeli“ oder die enormen Schweinemamas mit der allerliebsten, rosigen Ferkelchenschaar. Das konnte es jedenfalls nicht sein, was ich da oben suchte; denn ich spähte nach einer menschlichen Behausung.

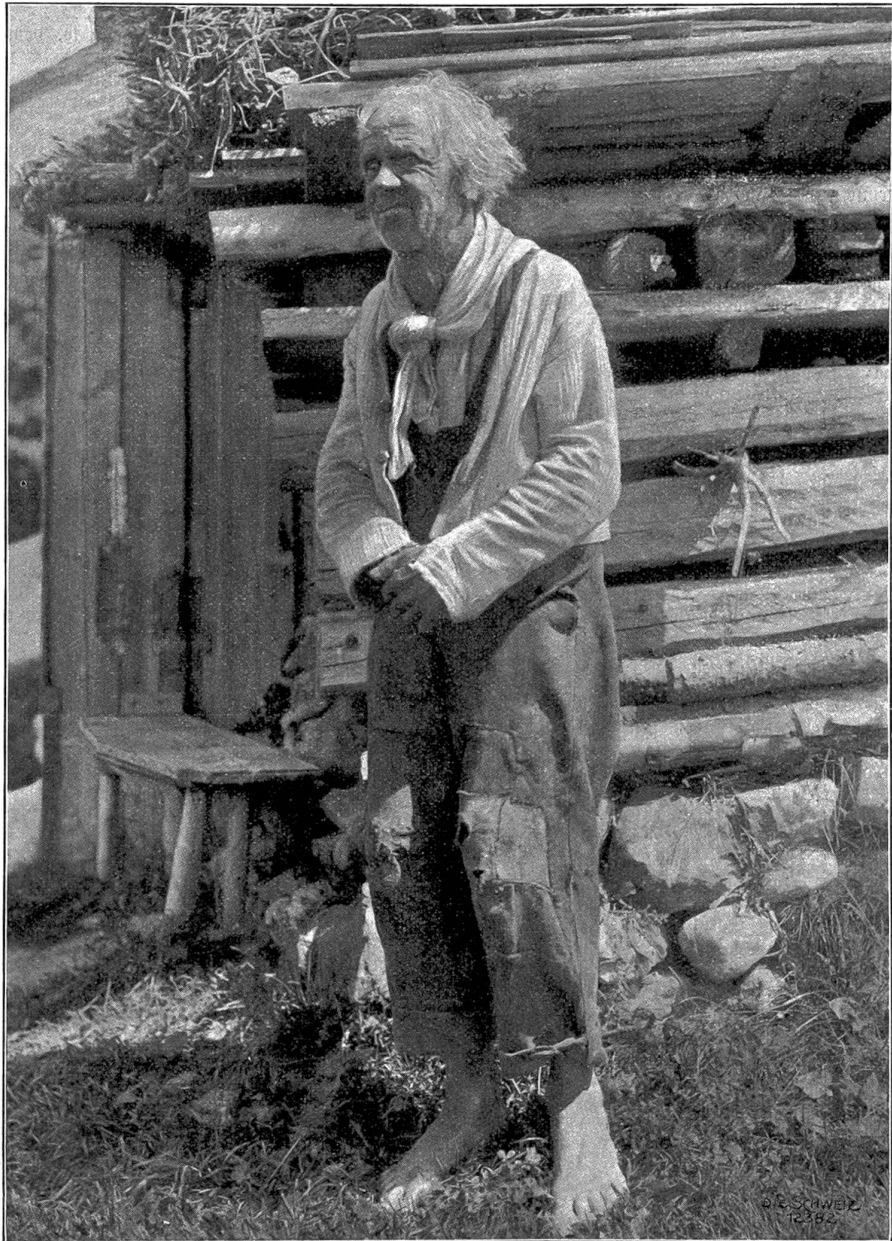
In den „Kulturhistorischen Bildern aus der Schweiz“, des verstorbenen Zürcher Professors Osenbrüggen, hatte ich von dem schauerlichen Kriminalfall Koch-Magenauer gelesen, der mit der 22 Wochen währenden schwersten Kerkerhaft und — Folter des unschuldigen Magenauer begonnen und mit der zwei volle Stunden dauernden Hinrichtung der Schuldigen, der jungen und schönen Anna Maria Koch endete; also geschehen im Jahre 1849 im Städtchen Appenzell\*. Durch einen Zufall war mir nun zu Ohren gekommen, daß Magenauer, der damals ein Bursche von einigen zwanzig Jahren gewesen, noch lebe und in einer Hütte irgendwo in der Nähe von Gonten ein recht kümmerliches Dasein führe. Den Mann mußte ich auffuchen und kennen lernen — wer weiß, ob mir je wieder Gelegenheit gegeben würde, solch ein — lebendiges Ueberbleibsel der guten alten Zeit mit Augen zu schauen. Nicht ohne vieles Herumfragen gelang es mir, Auskunft über den Aufenthalt dieser Kuriosität zu erhalten. Der erste schöne Nachmittag fand mich an der mir genau beschriebenen Berg- halbe auf der Suche nach Magenauers „Hemede“. — Damit mir der Leser mit Interesse dorthin folge, und nicht achtlos an dem Bilde von dem alten Mann in der „Wäbern“ vorüberblättere, sei hier der kulturhistorisch und menschlich bemerkenswerte Kriminalfall in kurzen Zügen skizziert.

\* \* \*

Damals, also ums Jahr 1849, lebte in Gonten ein bildsauberes Appenzeller Maitli, die ebenso schöne, wie arme, 19-jährige Anna Maria Koch. Den kostspieligen heimatlichen Trachtenschmuck, der ihr wundervolles Haar und die stattliche Büste schmückte, war die mittellose Dorfschönheit dem Goldschmied schuldig geblieben. Als die Abschlagszahlungen allzulange ausblieben, fing der Gläubiger zu drängen an, bis ihm die Schuld riß und er schließlich bis Fronleichnam Tilgung der Schuld verlangte. Der Festtag kam, das Gontenermädchen hatte sich auch im „Dorf“ sehen lassen — nicht aber beim Goldschmied. Das Unglück wollte es, daß sich auf dem Heimwege gen Gonten zu der von hangen Geldsorgen Gequälten die reiche Magdalena Fäßler gesellte, deren mageres, unansehnliches Körperchen mit reichem Silberschmuck überladen

\* Diese «cause célèbre» hat auch der St. Galler Kulturhistoriker Fenne am Rhyn in einer Broschüre erzählt.

war . . . Seit jenem Abend wurde die Fäßler vermißt — bis man einige Tage später die Leiche der Unglücklichen aus einer Teuchelrose (Wassersammler) zog. Niemand dachte anfangs an ein Verbrechen. Ein Fehltritt erklärte alles. Die schwächliche Fäßler war den Abhang hinuntergestürzt und hatte dann im Wasser den Tod gefunden. Weinend und betend verbrachte die Stoch, die eine Jugendfreundin der Toten gewesen, die letzte Nacht bei der Leiche. — Da kam es heraus, daß der Schmuck der Fäßler im Dorfe verkauft worden war, und zwar von der schönen Anna Maria. Als diese daraufhin vernommen wurde, klagte sie im „Schrecken-Examen“ ihren eigenen Bräutigam, den Joh. Baptist Magenauer des Mordes an. Von ihm habe sie den geraubten Schmuck erhalten. Die wackeren Herren der Justiz, denen Viehzucht und Feldarbeit bekanntere Gebiete als Jurisferei und Kriminalpsychologie, glaubten der drallen Person aufs Wort und warfen den jungen Kaminfeger, der Gott und alle Heiligen zu Zeugen seiner Unschuld anrief, ins Gefängnis. Und in was für eins! Ich habe sie gesehen, die Appenzeller Dachwerker. Sie befinden sich in den verschiedenen Stockwerken des steil aufsteigenden Daches, das sich über dem bloß zweistöckigen Rathausgebäude erhebt. Eine wackelige Holzstiege führt zur Bel-Etage des Gefängnisses. Man stelle sich drei über einanderliegende Holzspeicher vor, die natürlich nach oben immer enger und dumpfer werden; auf jedem derselben zwei bis drei knapp mannshohe Kisten auf fußdicken Balken gezimmert (anno 1570!) und mit einem vergitterten Loche versehen, durch das Speicherluft und Licht eindringt — und man hat einen schwachen Begriff von der harmlosen Art dieser Gerechtigkeitmöbel. Etwas weniger menageriemäßig einlogiert sind die, welche in dem an die Hausmauer angelehnten Kästen, genannt „das Ghindbettstübl“, untergebracht werden. Hier läßt man nämlich junge Mütter „lediger“ Kinder zwei bis drei Wochen, je nachdem, über kleine Ursachen und unangenehme Folgen nachgrübeln, während der Herr Papa nebenan brummen muß — bis er sich zur Vaterschaft bekennt. Dies zum ungestörten Nachdenken ganz vorzüglich geeignete Lokal ist immerhin so übel nicht. Man kann sogar darin aufrecht stehen und seine Hand vor dem Gesicht sehen. Es hat ein kleines Fenster, das Luft und Licht von außen einläßt und auch etwas Aussicht auf den Himmel und das Hügelland gewährt. Im obersten Stock des Gstrichs, hart unter dem Dachgiebel, ganz hinten an der Wand in einem dunklen Winkel, steht der kleinste, der schrecklichste Gefängnistast. Im Winter gliedererstarrende Kälte, — die Holzstäbe sind nicht heizbar, das „Stübl“ ausgenommen — im Sommer ein würdiges, schweizerisches Seitenstück zu den berüchtigten Bleidächern der Lagunenstadt. Und so eng, daß man sich nicht einmal ausstrecken kann. Hier sei indessen schon lange keiner mehr gewesen! Vielleicht war Magenauer der letzte.



Der Greis in der „Wäbern“.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, denen es nicht in den Kopf wollte, sich eines Verbrechens anzuklagen, das sie nicht begangen und es war daher von Alters her das eifrige Bestreben der hohen Gerichtshöfe, solcherlei Starrköpfigkeit gebührend und mit größter Spitzfindigkeit mühe zu machen. Erst in neuerer Zeit — vielleicht Spanien, Rußland und China ausgenommen — hat man die hochnotpeinlichen Ueberredungskünste beseitigt. In dem romantisch-lieblichen Gebirgshochland am Fuße des Säntis, anno 1849, hielt man noch an der guten alten Sitte fest und so wurde denn auf Magenauer der Torturapparat losgelassen — einige der Folterbibelots, wie Henkerstuhl, Stierschweif zc., kann man jetzt im Appenzeller „Schloß“ besichtigen — und zwar crescendo, nach allen Regeln altbewährter Folterfeinesse. Diese Menschenquälerei dauerte, mit einigen Kunst- und Ruhepausen, hundert und fünfzig Tage — bei Wasser und Brot, meist in dem geschilderten Käfig unter dem Dach. Magenauer hatte aber nicht nur gesunde Knochen, sondern auch einen harten Schädel und fuhr fort, trotz aller Pein seine Unschuld zu bekennen. — Daß sich die

Koch inzwischen seltsam benahm, aufgeregter herumlief, fiel weiter nicht auf. Verdacht begann man erst zu schöpfen, als sie in Gegenwart anderer Mädchen an der Mordstätte Krämpfe bekam und in den Wassertobel hinabdeutend ausrief: „Lueget da, lueget da“, während aus ihrem schönen Gesicht Angst und Entsetzen strahlten. Sonderbar dünkte es auch die Frau Weibel, daß sie sich so oft nach dem Bräutigam erkundigte, nicht etwa nach seinem Befinden, sondern um zu erfahren, ob er noch kein Schuldbekennnis abgelegt. Als dann die Weibelsfrau einmal, einer plötzlichen Eingebung folgend, herausplatzte: „Am Ende hast Du sie doch umgebracht“, da soll die Koch totenblaß geworden sein und alle Fassung verloren haben. Sie wurde daraufhin endlich verhaftet und zum zweiten Male „scharf“ verhört. Und jetzt gestand sie ihr Verbrechen. Sie war's, die das schwache Mädchen in den Abgrund gestoßen. Doch das Morden folgte erst noch auf diese Schandthat. Da sie sah, daß sich die Abgestürzte da unten noch rührte, stieg sie hinab, öffnete der mit dem Tode ringenden gewaltigen den Mund und — schauerhaft ist's, die Gräuel auszudenken — tauchte sie so unter das Wasser, — bis das Opfer erstickt war. Diesen von Mädchenhand verübten bestialischen Mord rächte die menschliche Gesellschaft noch bestialischer. Am 3. September 1849 fällte der große Rat das Todesurteil. Nur mit Mühe gelang es vier handfesten Kerlen, die Verurteilte, die sich wie eine Rasende geberdete, vor das hochnotpeinliche Gericht zu schleppen. Einem Stück Vieh gleich, das zur Schlachtbank gebracht wird, wurde sie auf einen Schlitten geworfen und gefesselt, und dann durch gaffendes Volk eine Viertelstunde weit nach dem Rabenstein geschleift, einem Hügel zwischen Appenzell und dem Weißbad, wo heute schattige Ruhebänke den Wanderer einladen, das gesegnete Thal des friedlichen Hirtenvolkes zu schauen. Jetzt erst begann die gräßliche Henkerarbeit. Zwei Stunden lang, — sage zwei Stunden, wehrte sich das Mädchen mit übermenschlicher Kraft gegen seine Büttel. Das ganze Thal hallte wider von dem Jammergeschrei der Verzweifelten. Endlich gelang es, das Opfer auf den Henkerstuhl zu schnallen. Aber noch entsetzlichere Szenen sollten folgen. Jedesmal, wenn der Scharfrichter zum tödlichen Streich ausholte, schnellte die Verbrecherin so in die Höhe, daß kein Hals mehr zum Köpfen da war. Landvogt, Henker und Büttel waren ratlos. Man ließ bei dem noch tagenden Großen Rat anfragen, was zu thun sei, und erhielt die furchtbar lakonische Antwort: Das wäre Sache des Scharfrichters. Und von neuem hub ein unmenschlich und unmännlich Ringen mit dem elenden Weibe an. Eine Wöchnerin, erzählt man sich, die weit abwohnte, soll von dem fortwährenden, herzzerreißenden Schreien wahnsinnig geworden sein. Schon durfte die Gemarterte hoffen, — denn ein alter Brauch verbietet die Hinrichtung nach Sonnenuntergang — da trat ein greiser Senn hervor und rief, man solle die langen Zöpfe der Koch um einen Stock wickeln und diesen dann — während man den Unterkörper nach unten reißt, — emporheben. So müsse der Hals frei werden. Und so geschah es auch. Und die strahlende Freundin des Menschen hat es an jenem Tage noch gesehen, wie der schöne Kopf des Mädchens in den grünen Rasen kollerte und ringsum alles blutrot färbte.

Seit dieser öffentlichen Henkersgreuel hat in Appenzell Innerrhoden, obgleich dort die Todesstrafe noch nicht abgeschafft ist, keine Hinrichtung mehr stattgefunden.

Das ist die trübe Mär von Wagenauers Leid und dem erschütternden Ende seiner schönen, schlechten Braut.

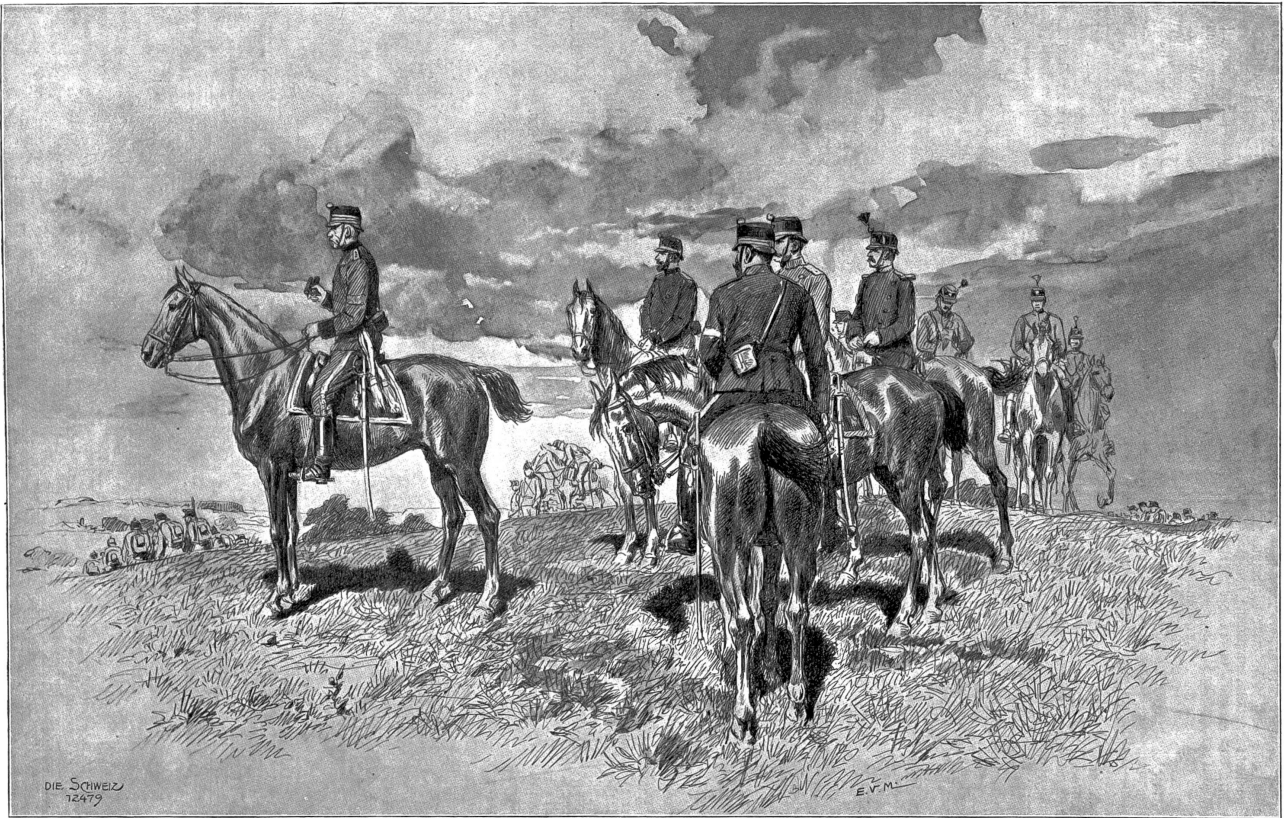
Nicht raffinierte, krankhafte Neugier, nicht die Sucht, das Seltene der Seltenheit wegen aufzustoßern, waren es, die mich bewogen, den Helden dieses unfäglich traurigen Ereignisses aufzusuchen. Nein, — von dem alten Manne wollte ich erfahren, ob und wie der moderne Geist, dem Menschenfolter als etwas Ungeheuerliches erscheint, sich in dem Denken und Empfinden eines Greises abspiegelt, der in seiner Jugend ein allzuspätes Opfer der rohen Rechtspflege vergangener Jahrhunderte geworden — und auskundschaften wollte ich auch, wie es dem Aermsten späterhin ergangen, ob ihm das Leben und die Menschen das unverschuldete Leiden wieder gut gemacht.

... Während ich vor der niedrigen Hütte stand, die ich für einen Ziegenstall hielt, erblickte ich einen verwitterten alten Appenzeller, der mit zwei gefüllten Wassereimern beladen, etwas wackelig den Fußweg heraufgekrochen kam. Den fragte

ich: Wißt ihr ob „da umenan“ der Wagenauer wohnt? „Ja, ja“, leuchtete der Alte, dem das Atmen schwer geworden, — „das schon, der werd ich wohl selber sein müssen.“ Und auf das Hüttchen deutend: „An do isch mi Hemed.“ Also doch kein Ziegenstall! — Wir traten ein. Daß die Thüre einen Fuß kürzer geraten, als ich, merkte ich erst, als Hut und Kneifer am Boden lagen. Auch die gute Stube war nicht zum aufrecht stehen eingerichtet. Ja, wer die wohl schildern könnte — besonders die darin herrschende Stickluft. Mir war, als sei ich in das Zwischendeck eines großen atlantischen Dampfers zu den taubend seefranken Auswanderern hinabgestiegen. An den Ofen, der ein Drittel des ganzen Raumes einnimmt, den ich auf 6 Fuß Breite und 7 Fuß Länge schätzte, ist eine schmale Bank gelehnt. Auf diese wollte ich mich setzen, schnellte aber erschrocken in die Höhe, denn der Ofen war geheizt, Mitte Juli, an einem heißen Sonnentage! Das einzige, hochgelegene Fenster, durch das nur spärliches Tageshelle eindrang, geschlossen! Jetzt erst erkannte ich den tiefen Sinn der Scherzfrage: Warum ist im Appenzell die Luft so rein und gut? — Weil sie die schlechte nicht herauslassen! — An der einen Wand kauerte, möglichst unbequem auf einer Bank hingestreckt, eine gänzlich paralytische, gichtbrüchige Greisin. Das war Wagenauers Frau. Dicht unter der Fensterlucke hockte eine hohlbrüstige, bleiche alte Jungfer ohne bestimmtes Alter über dem Appenzeller Stüchreiz. Das war die Tochter, die wohl ihre zwölf oder vierzehn Stunden im Tage zu sticken hatte, um anderthalb Franken, d. h. das tägliche Brot für sich und die beiden Alten zu verdienen.

Der Alte machte sich in einer Ecke zu schaffen, mit seiner Frau konnte man nicht reden, und aus der Tochter brachte man kein Sterbenswörtlein und so betrachtete ich mir den Raum und die drei Menschen. Da fällt mir denn zunächst bei Wagenauer auf, daß von einer körperlichen Verkrümmung durch die Folter, von der ich irgendwo gelesen, keine Rede sein kann. Auf den nur wenig vom Alter gekrümmten Schultern ein ächter appenzellischer Charakterkopf, den sich Prof. Hanfen, der diese Typen so prächtig wiedergegeben, nicht hätte entgehen lassen. Und in dem bartlosen Greisengesichte, in das Jahre, Not und Sorgen kreuz und quer tiefe Furchen gerissen, leuchteten zwei hellblaue klare Augen, die so zufrieden, fröhlich, ja so jung dreinschauten, daß ich mir gleich sagte: dem Manne hat sein Herrgott für die ehrlich und wacker durchgefämpfte Armut und das blinde Gottvertrauen mit der kostbaren Gabe, das Leben mit Humor zu ertragen, gelohnt. — Niemals hörte ich Dürftigkeit und Glend so schlichte, so echte Worte des unerschütterlichen Gottvertrauens reden, und nie zuvor sah ich in einem Greisenauge solch schöne Seelenheiterkeit blinken. Ohne Groll gegen seine Richter und Peiniger, ohne ein hartes Wort gegen die Koch, erzählte er mir von jenen 22 Wochen. Bei der Erinnerung an die Tiereschwanzprügelei allerdings schnitt er eine komische Grimasse, indem er sich mit der flachen Hand den unteren Teil seines Rückens streichelte. Gut hätt' sich nicht gethan, meinte er, und wemms ander Wetter gäb', spür' er's halt schon. Und als ich ihn fragte, ob er denn nicht krank geworden, nach all den Qualen, wie er es ausgehalten 150 Tage lang bei Wasser und Brot, ob er nicht den Mut verloren in dem verpesteten Kasten ohne Luft, ohne Licht. „Freilich, ohne Licht, ohne Licht“, murmelte er da, wie in Gedanken versunken — und die runzelige, dunkelbraune Rechte langsam emporhebend: „s'mueß halt von oben abe cho.“ Das war so einfach und natürlich gesagt, ohne himmlisch verdrehte Augen und Pastorenpathos — daß ich den guten Mann erst gar nicht verstand. — „Ja, hat's Euch denn nicht argen Kummer gemacht, daß die Koch eine Mörderin geworden, daß Euch die eigene Braut mit Lug und Trug verflagt hat?“ — „Das schon“ — doch erregt fügte er gleich hinzu — „aber das ist nicht wahr, daß die Koch meine Braut gewesen ist. Ich lüge nicht. Ich bin zu alt zum Lügen“, und dabei fuchtelte er, energisch verneinend mit der Hand in der Luft herum. Wenn ich nur nicht einen seltsamen fast ängstlichen Blick zur Alten in die Ecke hinüber aufgefing, und wenn der arme alte Kopf der stummen Paralytischen nur nicht noch heftiger gewackelt hätte! Du braver Wagenauer! Weißt Du, ich glaub', Du hast der schwerkranken Gefährtin zulieb — deren schwaches Lebensflackern durch die geringste Aufregung ausgelöscht werden könnte — doch gelogen. Sei beruhigt, die Sünde brauchst Du nicht zu beichten, die nehm' ich auf meine Rechnung, zur Strafe für meine rücksichtslose Frage.

Als Wagenauer erzählt hatte, was er noch wußte, klopfte



**Schweizerische Generalstabsoffiziere.**  
Für die „Schweiz“ gezeichnet von Coert van Nuyden, (Genf) Paris.

ich ihm auf die Schulter und sagte: „Na, mein guter Alter, heut' kann so was doch nicht mehr vorkommen!“ Der aber erwiderte, nachdem er zuvor ungläubig den Kopf geschüttelt: „Das hat mir vor einigen Jahren der Herr Landammann, der mich wegen der Koch-Geschichte ausgefragt hat, auch gesagt. Und da hab ich gesagt: Herr Landammann, nichts für ungut, aber ich glaubs nicht. Wenn heute, hab' ich ihm gesagt, ein armer, „wüeschter Bue“ und ein schön, jung Maitli vor Gericht müssen, so geschieht grad das Mämliche. Sie lassen das schön jung Maitli laufen — und der arm wüescht Bue wird eingesperrt“.

Daß ein unschuldig Gefolterter die gute, alte Zeit, die ihm doch so arg mitgespielt, gegen die neue, aufgeklärte, humane verteidigen würde, hatte ich mir allerdings nicht träumen lassen. Ich sagte mir, da wird ein Mann mit Grausen an jene schrecklichen Tage zurückdenken, und Gott loben und preisen, daß es ihm vergönnt war, eine bessere, mildere, menschenfreundlichere, dem Armen und Unterdrückten hilfreichere Zeit erleben zu dürfen. Bewahre, nichts von alledem! Und da frage ich mich denn: Beruht unsere moderne Entrüstung über die Härten und Kohnheiten der Sitten und Gesetze vergangener Zeiten — ganz abgesehen von der faden und sentimentalischen Gefühlsduselei der Gegenwartsverhimmelung — nicht auch zum guten Teil auf Unkenntnis der damaligen kulturellen Verhältnisse, auf unserer Neigung, beim Rückwärtschauen die historische Perspektive zu verlieren, kurz zu vergessen, daß zu anderen Zeiten auch andere Menschen lebten!

Keine Minute länger hätte ich es in Magenauers Familienstube ausgehalten. Mir wurde ganz elend, der Angstschweiß nähte die Stirne und in meinem Magen rumorte es

wie damals, als ich die erste Cigarre verpufft. Also rasch adieu gesagt, der alten Frau noch sachte die weisse Hand gedrückt und dann hinaus an die Luft.

Draußen zeigte mir der Alte noch seinen Portalschmuck: ein altes, vermodertes Stück einer Holzstuktur von einer verfallenen Kapelle und daneben, an die Bretterwand genagelt, mit dem „Helgen“ nach Außen — ein Cigarrenkistendeckel! Ich war schon am Fuße des Hügels und hörte noch immer des alten Magenauers „Vergelt's Gott“.

Seine Jugendtragödie aber und den Gang in die „Wäbern“ erzählte ich kurz darauf den Lesern einer großen Tageszeitung\*), der ich über allerlei aus den Appenzeller Bergen berichtete. Ich erwähnte auch noch, daß es dem Alten recht schlecht gehe, daß er ein armer Teufel sei und daß er für die 150 Tage in der Kiste mit Folterzulage keinen roten Heller Entschädigung bekommen. Es wurde ihm bloß gütigst erlaubt, sein „Trostgeld“ zu erbetteln. Kurz, ich habe wohl ziemlich deutlich durchblicken lassen, wie dem Manne geholfen werden könnte — denn die milden Gaben flossen reichlich. Wie groß die Not war, wie rechtzeitig die unerwartete Hilfe kam, wie viel Freude und Glück auf einmal in die niedrige Berghütte einzog, dies und anderes bezeugten die rührenden Dankesbriefe der Tochter. Und eines dieser Dankeschreiben fand ich zufällig wieder, als ich unter der Blutbuche in meinem Garten so schlimme Dinge über die Zeitungen in Schönbachs Buch „Ueber Lesen und Bildung“ gelesen.

Die alte, paralytische Lebensgefährtin Magenauers ist inzwischen von ihrem Leiden erlöst worden. Das bischen späte Wohlfahrt hat sie aber noch erlebt. Wer weiß, ob sie nicht ein gutes Wort für die bösen Zeitungsschreiber eingelegt!

## Ein Besuch des Edmondo von Amicis bei Jules Verne.

Aus dessen neulich erschienenen Memoiren\*\*).

Lehrreich und unterhaltend ist es, hervorragende Schriftsteller in ihrer Häuslichkeit beobachten zu können, ihre Persönlichkeit, ihr Äußeres, ihre Lebensgewohnheiten kennen zu lernen. Wenn dann eine solche Schilderung uns von der Hand eines anderen Autors geboten wird, gewinnt sie besonders an Interesse. E. von Amicis ist den Freunden der modernen italie-

nischen Litteratur längst bekannt durch seine so lebendigen, poetischen und geistvollen Darstellungen der Länder, die er bereist hat; seine Bücher über Holland, Spanien, Marokko und Konstantinopel gehören zu dem Anziehendsten, was die Reiselitteratur darbietet; wenn man auch das Ueberschwängliche mit in den Kauf nehmen muß, das ihm vorgeworfen wird,

\*) In den „Basler Nachrichten“, im Oktober 1897.

\*\*) Edmondo di Amicis Memorie. Milano 1900.



Gedachte Schützenlinie.